

»Tatsächlich sind doch sowohl Männer als auch Frauen verkleidet«

SPIEGEL-GESPRÄCH Die Modetheoretikerin Barbara Vinken betrachtet Kleidung als Möglichkeit der Befreiung – vor allem von uns selbst. Was bedeutet es da, wenn Brad Pitt und Harry Styles neuerdings Röcke tragen? Ist das die Erotisierung des Männerkörpers? Oder gar das Ende des Anzugs?

Mit Mode, so heißt es, drücke man seine Identität aus. Zugleich erfüllt man aber auch eine ganze Bandbreite gesellschaftlicher Codes. Nicht zuletzt bestimmen Genderkonventionen, wie wir uns kleiden. Vinken, 62, seit 2004 Professorin für Allgemeine und Französische Literaturwissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München, will das aufbrechen. In ihrem neuen Buch plädiert die Modetheoretikerin für einen entspannteren Umgang mit dem, was man für seine Identität hält – und wie man sie modisch ausdrückt.*

SPIEGEL: Frau Vinken, Sie gelten als glamouröseste Professorin Deutschlands. Was tragen Sie denn heute?

Vinken: Jil Sander und eine Jacke aus der letzten von Alexander McQueen signierten Kollektion. Die Strümpfe und Handschuhe sind von Sibylle, einer Wiener Modeschöpferin.

SPIEGEL: Welche Botschaft sendet Ihr Outfit?

Vinken: Ich fühle mich darin wohl. Und eine Botschaft möchte ich gar nicht senden.

SPIEGEL: Aber mit unserer Kleidung senden wir doch immer eine Botschaft – ob wir wollen oder nicht.

Vinken: Ich mag es, wenn ein Outfit bizarr oder zumindest interessant und witzig aussieht. Es sollte schon etwas ungewöhnlich sein. Und zu mir und meiner Stimmung passen.

SPIEGEL: Ihr Buch »Ver-kleiden« beginnt mit dem Bekenntnis, dass Sie sich jeden Tag an Ihrer Weiblichkeit erfreuen. Kompensieren Sie damit, dass man Sie bis zu Ihrem 15./16. Lebensjahr nicht selten für einen Jungen hielt, während Sie von einem rosa Glitzerutu träumten, das Sie nie bekamen?

Vinken: Ich habe mich geschämt, für einen Jungen gehalten zu werden. Und ich kann Ihnen gar nicht erklären, woher das kam. Meine Eltern waren sehr darauf bedacht, keine Genderstereotype zu reproduzieren. Ich glaube, Kinder sind manchmal konservativ. Sie wollen gern Klischees entsprechen.

SPIEGEL: Und was gefällt Ihnen denn heute daran, eine Frau zu sein?

Vinken: Ich finde es geistreicher und flamboyanter. Im Frausein ist für mich ganz einfach viel mehr Spiel.

SPIEGEL: Weil eine Frau mehr Möglichkeiten hat, sich durch Mode auszudrücken?

Vinken: Um Ausdruck geht es mir nicht. Weiblichkeit ist ein ironischer Kommentar zur Inszenierung von

Modeexpertin

Vinken: »Ich mag es, wenn ein Outfit bizarr aussieht«



Verena Brünning / DER SPIEGEL

Genderklischees. Tatsächlich sind doch sowohl Männer als auch Frauen verkleidet, wenn sie sich ihrem Geschlecht gemäß gebärden und kleiden. Der Unterschied aber ist, dass Männer ihre Verkleidung als Eigentlichkeit ausgeben, während Frauen sich selbst als verkleidet ausstellen. Das erheitert mich so sehr an der Weiblichkeit.

SPIEGEL: Über Jahrhunderte aber war die Rolle der Frau vor allen Dingen ein Stigma.

Vinken: Das begann nach der Französischen Revolution, mit der die Geschichte unserer Mode überhaupt erst anfängt. Denn mit dem Ende der Ständegesellschaft unterschied Mode nicht mehr zuallererst gesellschaftliche Klassen, sondern Geschlechter. Das Geschlecht wurde zum natürlichsten Unterschied auserkoren. Die weibliche Rolle erschien im Gegensatz zum Mann als eine künstliche. Ich finde es interessant, solche Stigmatisierungen umzuwidmen. Darin liegt doch der Reiz der Mode.

SPIEGEL: Und wie gelingt das?

Vinken: Heute trage ich zum Beispiel etwas martialische Stiefel zu einem Ballonrock aus Leder. Zum einen trifft hier eine sehr feminin konnotierte Silhouette auf harte Stiefel. Zum anderen laufen Material und Schnitt des Rocks gegeneinander: Leder ist eigentlich eher männlich aufgeladen, es ist hart und streng, kann sich nicht bauschen. Aber der Rock fächert sich breit auf, er macht das Leder fast zur Seide. Also wird die Botschaft, die das Material normalerweise aussendet, durchkreuzt. Dazu trage ich eine Spitzenstrumpfhose – eher feminin verspielt konnotiert.

SPIEGEL: Dann sendet Ihr Outfit ja doch eine Botschaft.

Vinken: Ja stimmt, eine hoffentlich unterhaltsame Paradoxie.

SPIEGEL: Ist das schon Crossdressing, wie Sie die Praktik nennen, sich Klei-

* Barbara Vinken: »Ver-kleiden. Was wir tun, wenn wir uns anziehen«. Residenz; 96 Seiten; 19 Euro.

Das Gespräch führten die Redakteurin Elisa von Hof und der Redakteur Sebastian Späth.



AP / picture alliance



Tabatha Fireman / BFC / Getty Images



Reg Lancaster / Hulton Archive / Getty Images



Mark Blinn / REUTERS



Stephane Cardinale / Corbis / Getty Images



Niklas Hallen / AFP

1 | Schauspielerin Marlene Dietrich in Hosenanzug von Coco Chanel 1933 2 | Models auf Londoner Fashion Week 2020
3 | Mannequin in Nadelstreifenanzug von Yves Saint Laurent 1967 4 | Sänger Styles im September 5 | Model Naomi Campbell auf Pariser Fashion Week 2019 6 | Schauspieler Isaac in Thom-Browne-Ensemble im März

dung und Materialien auszuleihen, die eigentlich eher mit dem jeweils anderen Geschlecht verbunden werden?

Vinken: Im weitesten Sinne, ja. Genau diese Dissonanz, dieser Clash, reizt mich. Wenn Klischees so gegeneinandergeführt werden, dass der Erwartungshorizont gesprengt wird und man desorientiert ist.

SPIEGEL: Genau das können wir gerade vielerorts in der Mode beobachten. Diese Bewegung wird eigentlich als Genderfluidität beschrieben. In Ihrem Buch wehren Sie sich gegen den Begriff. Was mögen Sie daran nicht?

Vinken: Ich halte den Begriff Crossdressing für geeigneter, um zu beschreiben, was tatsächlich in einem Kleidungsstück passiert. Ich bezweifle das Konzept der sogenannten Genderfluidität als Befreiungsbewegung. Denn man kann nicht alle Klischees ad acta legen, und man kann auch nicht viele Geschlechter sein. Man kann die binären Stereotypen gegeneinanderführen, durchkreuzen und dadurch aushebeln. Dabei geht es nicht um Synthese, sondern um Disharmonie, um Ironisierung.

SPIEGEL: Aber entsteht nicht schon durch das Aufbrechen von Genderklischees Freiheit?

Vinken: Ja, im reizvollen Dazwischen. Im Konzept der Genderfluidität schwingt aber manchmal ein merkwürdiges Identitätsbegehren mit. Also: durch Kleidung unbedingt die eigene Identität ausdrücken zu wollen, die nicht mehr genderkonform ist. Dabei vergisst man dann, dass Geschlecht gar kein Zustand ist, sondern ein stetiges Tun. Niemand ist Mann, niemand ist Frau. Wir müssen Identität immer erst herstellen.

SPIEGEL: Aber kommt es nicht im Crossdressing auch bloß zu einem Oszillieren zwischen den beiden Gendercodes?

Vinken: Da geht es um ein mutiges Spiel mit der Identität, was auch immer die eigentlich

sein soll. Ich glaube nämlich, dass jeder und jede etwas Nicht-Identisches in sich hat. Die Mode ist das Medium, das uns vor Augen führt, dass biologisches und soziales Geschlecht unterschiedliche Dinge sind. Sie verhindert die Naturalisierung von Gender in Biologie. Und darin liegt die Befreiung.

SPIEGEL: Aber gerade gibt es auch den Trend, den klassischen Genderrollen besonders entsprechen zu wollen – wie Kim Kardashian. Lippen, Brüste, Gesäß sind voluminös, die Taille ist schmal, die Augen sind groß und mandelförmig, die Haare lang. Das ist die Performance einer Hyperfeminität.

Vinken: Das zeigt doch sehr gut, dass der Mensch ein Mangelwesen ist. Unsere Identität müssen wir mühevoll herstellen. Und da kann es sehr glücklich machen, es geschafft zu haben, den jeweiligen Rollen ganz und gar zu entsprechen, sie überzuerfüllen. Dann sind wir endlich angekommen. Dieses Supergenderkonforme hat Kim Kardashian nicht erfunden, vielleicht hat sie es nur demokratisiert.

SPIEGEL: Wie meinen Sie das?

Vinken: Schon in der Aristokratie des 18. Jahrhunderts hat man sein Leben damit verbracht, einem Ideal zu entsprechen. Sehen Sie sich nur Marie Antoinette an: Als sie den französischen Thronfolger heiraten sollte, wurde sie dem Schönheitsideal der Zeit ganz wörtlich angepasst. Ihr Haaransatz wurde zurückge-

setzt, damit ihre Stirn höher ist. Ihre Zähne wurden gerichtet, ohne Betäubung. Natürlich hat sie Korsetts getragen, die kaum Luft zum Atmen ließen. Und sie bekam Ballettstunden, um fortan durch die Räume zu schweben. Sie sollte ein schwereloses, strahlendes Wesen sein, das Ergebnis von viel Arbeit, viel Training, vielen Schmerzen.

SPIEGEL: Dann hat sich doch im Prinzip nichts verändert.

Vinken: Doch. Die Möglichkeiten zur Körpermodellage sind durch die hohe Kunst der Medizin andere geworden. Und das strenge Körperregime betrifft heute nicht mehr nur eine bestimmte Gesellschaftsschicht. Kim Kardashian ist ein Symptom dafür, dass das Körperregime mittlerweile alle Klassen durchdringt. Und gefragt ist natürlich nicht mehr das Sublime, sondern Sexyness.

SPIEGEL: Aber es gibt auch einen gegenläufigen Trend: Prominente Männer wie Brad Pitt, Harry Styles oder Oscar Isaac treten in Röcken auf. Wird Männlichkeit heute vielleicht sogar spektakulärer und revolutionärer inszeniert als das Frausein?

Vinken: Genau, und es ist für mich als Modetheoretikerin unheimlich aufregend. Aber ganz neu ist es auch nicht: Mit der Figur des Dandys gab es schon die erste »weibliche« Bewegung innerhalb der Männermode. Der Dandy hat gegen den bürgerlichen Mann rebelliert, der Geistesmensch sein wollte. Der Dandy hingegen verschwendete all seine Gedanken auf die Garderobe – eine Bürde oder ein Privileg, das im bürgerlichen Zeitalter nur Frauen zugestanden wurde. Coco Chanel hat bei ihren Entwürfen später nicht einfach nur Männer- in die Frauenmode übertragen, sondern diesen Dandy-Code übernommen.

SPIEGEL: Bei Chanel ist die Frau also eigentlich der Mann als Frau? Das ist ja kompliziert.

»Kim Kardashian ist ein Symptom dafür, dass das Körperregime mittlerweile alle Klassen durchdringt.«

GEKOMMEN, um zu BLEIBEN: Die Fortsetzung des SPIEGEL-Bestsellers



224 Seiten | 15,00 € | Auch als E-Book erhältlich

Auch nach einigen Jahren in Deutschland hält der Alltag in Rotenburg (Wümme) noch so manche skurrile Eigenheit der neuen Landsleute bereit:

Beste Erzählstoff für die warmherzig-charmanten Texte des beliebten Autorenteamteams Samer Tannous und Gerd Hachmöller!

Vinken: Ja, die Garçonne. Oder schauen Sie sich zum Beispiel die frühen Businessanzüge von Jil Sander an, die fallen viel schmeichelnder aus als die Männeranzüge. Gute Businessanzüge haben Frauenkörper ganz anders inszeniert, wunderbar fließend. Diese Techniken haben Männer heute übernommen, um ihren Körper reizvoll zu inszenieren.

SPIEGEL: Woher kommt dieser Wandel?

Vinken: Zum einen ist das Prinzip der Übertragung von männlicher Kleidung in weibliche mit dem Smoking von Yves Saint Laurent abgeschlossen. Diese Geschichte ist auserzählt; formal war geschehen, was geschehen konnte.

SPIEGEL: Und die andere These?

Vinken: Man könnte aber auch die Hoffnung hegen, dass sich hier ein grundlegend anderes Geschlechterverhältnis ankündigt. Viele fürchten – oder hoffen – hingegen, dass diese neue Männlichkeit nicht Teil einer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung ist, sondern nur die Rebellion einer Randgruppe, die spektakulär die Bühne beherrscht. Ähnlich wie die Dandys.

SPIEGEL: Und welcher These stimmen Sie zu?

Vinken: Meine Befürchtung ist leider, dass die letzte zutrifft. Yohji Yamamoto hat mal gesagt: Die Welt sähe ganz anders aus, wenn der amerikanische Präsident einen Rock trüge. Und ich kann dem nur zustimmen: Wenn in der Männerrolle mehr Spiel, mehr Selbstironie wäre, der Mann nicht mehr die Eigentlichkeit für sich beanspruchen und die Frau als das andere markieren würde, wäre das für uns alle besser.

SPIEGEL: Die Angleichung der Frauenmode an die von Männern war Ausdruck von Emanzipation. Wie ist es zu verstehen, wenn Männer nun Röcke tragen? Ist das männliches Unfreiheitsstreben?

Vinken: Ich weiß nicht, ob man die Geschichte der weiblichen Beinfreiheit überhaupt als Emanzipation interpretieren sollte. In jedem Fall war es auch eine Erotisierung. Denn durch die Übertragung von Männermode ist der weibliche Körper so stark betont worden wie nie zuvor. In Hosen sieht man doch viel mehr als in weiten Röcken.

SPIEGEL: Was senden Männer denn aus, wenn sie feminin konnotierte Kleidung tragen?

Vinken: Sie rebellieren gegen die bürgerliche Norm der männlichen Enterotisierung, der Verschleifung des Körpers.

SPIEGEL: Dabei kann doch auch ein Anzug unheimlich erotisch sein, oder nicht?

Vinken: Kommt wirklich sehr darauf an. Aber Sie haben recht: Die neuen Anzüge sitzen seit den Achtzigerjahren hauteng. Davor, zur Hochzeit des Anzugs, waren die Anzüge unterfüttert und saßen wirklich nicht wie angegossen. Der Anzug verschaffte seinem Träger einen zweiten Körper, einen Amtskörper sozusagen. Dieser Körper eliminierte den individuellen, verletzlichen und erotischen Körper. Der Anzug stand damit für Gleichheit. Aber der Schönheit, dem Schmuck, hatte zu entsagen, wer als Mann durchgehen wollte.

SPIEGEL: Vielerorts wurden Anzüge längst gegen Active-Wear eingetauscht.

Vinken: Heutzutage gehört zum Erfolg ein trainierter, schlanker Körper. Der ist zum Aushängeschild eines gelungenen Karrieremanagements geworden.

SPIEGEL: Die Deutschen erfreuen sich schon lange an Outdoor- und Sportbekleidung, der Mode hingegen stehen viele eher skeptisch gegenüber.

Vinken: Die Einstellung der Deutschen zu Mode ist praktisch orientiert. Kleidung sollte so funktional und präzise sein wie ein Auto. Dass ein Kleidungsstück so raffiniert, poetisch und geistreich sein kann wie ein Gedicht – oder auch so schockierend, überraschend, das leuchtet nicht allen ein.

SPIEGEL: Warum nicht?

Vinken: Weil wir die Kunst des Augenblicks nur schwer genießen können. Das fängt schon bei einem aufwendigen Essen an. Alles Flüchtige betrachten wir mit Skepsis. Wir wollen das Stetige, Überdauernde und Repräsentative – also einen Luxuswagen, dessen Wert vielleicht abnimmt, auf dessen Funktionieren aber Verlass ist, oder ein repräsentatives Kunstwerk, das man später noch gewinnbringend verkaufen kann. Aber eine Investition in ein Kleidungsstück betrachten wir nicht als langfristige Anlage, sondern bloß als Firlefanz.

SPIEGEL: Und wie erklären Sie sich das?

Vinken: Das scheint mir ein protestantisches, bildungsbürgerliches Überbleibsel. Demnach sollten Dinge, für die wir Geld ausgeben, in erster Linie sinnvoll sein. Sinnlichkeit hingegen lenken wir ab.

SPIEGEL: Sie sind jetzt 62 Jahre alt. Ist es leichter oder schwerer geworden, sich gut zu kleiden?

Vinken: Ich halte es für leichter, weil man mehr über sich und die Mode weiß. Mit dem Alter wird man auch souveräner, weil man nicht mehr einfach nur als Sexobjekt wahrgenommen wird.

SPIEGEL: Es ist doch auch tragisch, dass Erotik auf den jungen Frauenkörper projiziert wird, ältere Frauen damit unsichtbarer werden.

Vinken: Das empfinde ich anders. Man wird super sichtbar und natürlich auch erotisch wahrgenommen, aber eben nicht mehr bloß als süßes Sexobjekt. Und das wollte ich nie sein. Deshalb lebe ich heute freier und ziehe mich auch so an.

SPIEGEL: Frau Vinken, wir danken Ihnen für dieses Gespräch. ■

»Die Einstellung der Deutschen zu Mode ist praktisch orientiert. Kleidung sollte so funktional und präzise sein wie ein Auto.«

